

Unser Schweizer Porzellan

Autor(en): **May, H.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 15

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in die Schuhe schieben dürfen, um zu einer bessern Welt zu gelangen, und daß wir nicht bloß Parteifahren hissen und Juden und Kommunisten einferkern können, um zu



Schweizer Porzellan. Mokka-Service, mit breitem Goldband, stilisierten Blüten in blau und rot und Vollgoldhenkeln.

einer Auferstehung zu gelangen. Sondern daß wir im Gegenteil einmal erkennen müssen, wie Gott diese Welt um unserer Sünden willen in den Tod stürzt und um unseres eigenen Ungehorsams und unserer Empörung willen richtet, und daß wir eine Neuordnung aller Dinge nur im Gehorsam gegen Gottes Willen, in der Unterordnung unter seine Gebote, die wir mißachtet haben, und in der Vergebung, Liebe und Brüderlichkeit gegen den Nächsten erleben können. Daß also z. B. unsere stolze Rede von der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft eine Gotteslästerung gewesen war, für die wir jetzt büßen müssen. Oder daß der Grundsatz, nach dem sich jeder selber der Nächste war, uns zu den wilden Tieren gemacht hat, als die wir uns jetzt alle ohne Verständnis gegenüberstehen. Oder daß uns die Anbetung von Menschenmacht und Menschenweisheit in die Hände des Teufels geführt hat.

Wenn wir aber einmal bereit sind, den Tod unserer Kultur zu leiden als eine gerechte Strafe, wenn wir bereit sind, Gott wenigstens noch als Untergehende die Ehre zu geben, die wir ihm lange versagt haben, dann kann die letzte Stunde unserer Kultur zu einem Neuanfang werden, dann können wir aus der finsternsten Weltenmacht zum Licht und zur Auferstehung geführt werden, und dann kann unsere letzte Hoffnungslosigkeit und Betrübniß, unter der alles wankt, zu Hoffnung und Zuversicht auf Felsengrund werden.

Ostern ist kein Ammenmärchen wie das Märchen vom Fortschritt, das eine aus dem Häuschen geratene Wissenschaft aufgebracht hat. Osterglaube ist kein Köhlerglaube wie der Glaube an alle politischen und wirtschaftlichen Messiasse, mit dem wir uns immer wieder über unsere Lage täuschen. Osterglaube ist unsere letzte und einzige Zuflucht und Wirklichkeit. Nur durch den Gott, bei dem alle Dinge möglich sind, können wir noch genesen, während uns sämtliche Illusionen, denen wir nachhängen, bloß töten. Nur die Rückkehr zu dem allmächtigen Gott, der auch das Grab unserer zerrütteten Gegenwart sprengen und unsere in Todeszuckungen daliegende Welt auferwecken kann, bedeutet in letzter Stunde noch Rettung. Daß wir doch diesen Osterglauben finden möchten, wenn die Glocken uns die Auferstehung des Herrn verkünden!
E. B.

Zwei Gedichte von Ernst Oser.

Die Stare.

Ein Starenpärchen schwagt ins Blau
Vor seinem runden Kästchen:

„Przzip, przzip, vielliebe Frau,
Nun set' dich fix auf's Nestchen!“

„Und brüte deine Eier aus.
Ich sorge für die Brocken.
So kommt in unserm Schweizerhaus
Das Tagwerk nie ins Stocken.“

„Und schwagt dann unsre junge Brut,
Die flügge wie wir Alten,
Dann können wir mit leichtem Mut
Zum Herbst den Rückflug halten.“

„Dann geht's dem warmen Süden zu,
Fern von verschneiten Almen,
Und unser Stamm gedeiht in Ruh'
In Schönheit, unter Palmen.“

Wir Dichter.

Ich kam durch den Frühling gezogen,
War keiner mir zugesellt.
Der Himmel spannte die Bogen
Blau über der schönen Welt.

Frühgrüne Buchen blickten
Auf meinen umsonnten Weg.
Gelbsamtene Primeln nickten
Mir zu vom moosigen Steg.

Mir flogen so heiter die Stunden.
Da . . . Wunder, wir waren zu zwei'n.
Es hatte sich zu mir gefunden
Ein Lied als Geselle mein.

Unser Schweizer Porzellan.

Von H. W. May.

Auch das Porzellan hat seine moderne Form. Seine Formen sollen heute zweckhaft sein. Das Verzierte, das dabei den Gebrauch hindert, muß der zurückhaltenden Zier der praktischen Gebrauchsform weichen. Alte, gute Tradition darf nicht verlassen werden, wie sie im Geiste des Volkes und der Landschaft ruht, und neues Wollen nicht übergegangen werden.

Mag man anderswo dem modernen Rasen nachgegeben haben, so kann Langenthal, unser Schweizer Meißer oder Nymphenburg, für sich in Anspruch nehmen, nie die Linie gefestigter Vornehmheit verlassen zu haben, nie dem Wirbel und Wirbeln der Formen und Massen anheimgefallen zu

sein, sondern stets die stetige und feine Linie des Schweizer Kunst- und Menschentums eingehalten zu haben.

Darum lieben wir unser Schweizer Porzellan, weil es ganz in uns selbst verankert ist und blieb. Mag es sich um Festliches oder um Gebrauchsporzellan handeln, immer bleibt es vornehm in Farbe und Form, zurückhaltend und gebunden an den Charakter von Heimat und Mensch, Schweizer Bodenständigkeit und Treue. —

Was der Hausfrau fernerer Jahrhunderte ihr Gold- und Silbergeschirr war, das ist der Frau von heute, der Hausfrau, wie der Dame, ihr Porzellan. Porzellan ist die Masse der Freudigkeit, der lichten Schönheit. Man kann sich in Porzellane verlieben bis zur Tollheit und diese Liebe, ja diese Tollheit noch, ist verständlich. Nirgendwo auf der Welt sind die Farben so leuchtend und prachtvoll, wie auf Porzellan! Nirgendwo ist eine Materie so fein und durchsichtig, eine Oberfläche so warm und lebendig. Die Chinesen glaubten, daß ihre heiligen Gefäße lebten; sich freuen, ja sich schämen könnten. Wird das nicht jedem verständlich, der einmal mit einem schönen Stück Porzellan zusammenlebte? In seiner Nähe war bei allem wechselnden Licht, das es traf, bei allen Diensten, die es der menschlichen Hand leistet?

Porzellan ist ein empfindliches, ein empfindsames Ding, es leidet unter jedem falschen, schreit auf oder stirbt unter jedem grellen Farbton, den wir ihm aufzwingen. Es ist empfindlich gegen die Form, die wir ihm aufdrängen, wie eine schöne Frau empfindlich ist gegen ein unpassendes Gewand.

Langenthal kennt sein Porzellan und liebt seine Tradition. Es weiß was für ein Wunder das Porzellan an sich schon ist und verzichtet zuweilen auf jede Bemalung. Dann wachsen die Formelemente aus dem Körper des Dings selber heraus und offenbaren die ganze Schönheit der Masse Porzellan. Tausendfältig, perlweiß, milchig und kristallin bricht sich jeder Lichtstrahl in der reinweißen Glasur, macht sie von innen her leuchten oder färbt sie zart in seiner eigenen Lichtfarbe. Reflexe von unerhörter Lebendigkeit bilden sich — das Porzellan beginnt unter dem Lichte zu leben wie Mensch, Tier und Blume.

Oder Langenthal versteht sein Porzellan mit Decors. Diese Decors sind vorsichtig und Pastellen. Sie wollen das Porzellan nicht überdecken, sondern, daß es darunter fortlebe, die Farbe als eigen annehme. Sie wollen das Licht nicht überschreien, das auf das Porzellan fällt, sondern ihm nur Farbe vorgeben, die es lebendig werden lassen soll.

Freude — das ist Porzellan. Schönes Porzellan ist anregend wie guter, alter Wein. Ist vornehm wie ein Kavaliere oder zuweilen edel wie ein adeliger Kirchenfürst. Und es ist dabei dienstbar in diesem wie in jenem Sinne, anregend und gebrauchsam, geformte Ästhetik und ästhetische Form.

Porzellan — das macht nach Form und Farbe letztlich nicht die Fabrik, sondern — der Käufer. Was er verlangt, was er annimmt, das spricht für ihn und wir Schweizer brauchen uns nicht zu schämen: der Weg, den wir Käufer unserer Porzellanfabrik in Langenthal vorschreiben, ist gut und sicher gewesen. Wollen wir wissen, wie es um unsere Schweizer Kultur steht, um den Sinn des Schweizer Menschen, seine Art und Gegenwart, so sehen wir nach, — was Langenthal uns gibt.

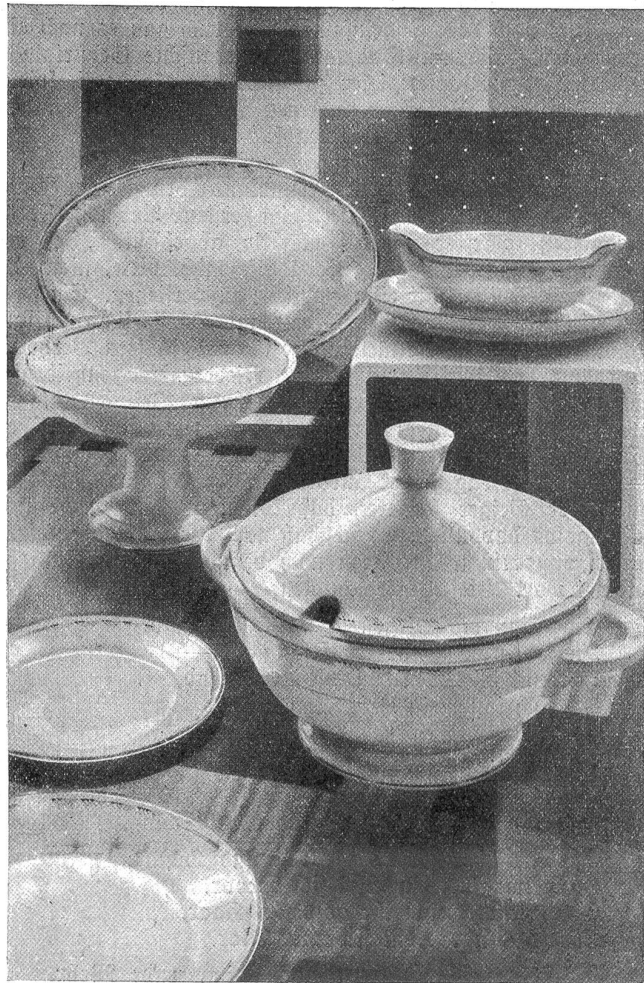
(N. B. Verkaufsstellen in Bern von Langenthaler Porzellan sind im Inseratenteil ersichtlich.)

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg. 7

Auch die vielfach geltend gemachten sittlichen Bedenken waren entschieden unberechtigt. Wohl, die einstige Scheu der Geschlechter voreinander mußte einem aus besserer Kenntnis der gegenseitigen Eigenschaften erwachsenen freien Um-

gang weichen. Offene Kameradschaft, froher Wettbewerb verdeckte heimliche Süchte. Schweres Blut wurde leicht, dumpfe Sinne klärten sich. Kurz, die heutige Jugend schuf



Schweizer Porzellan. Tafelgeschirr, in der Form streng sachlich, die Randverzierung ist originell und in dezenten Farbtönen gehalten.

sich vor allem ein heiteres Vorspiel und trat mit gestählten Kräften an die großen Aufgaben heran. Ihr wesentlicher Sittlichkeitsbegriff hieß „froher Mut, frisches Blut“, und ihr Streben nach Schönheit war auch ein Gottesdienst.

Er hatte in seiner beifallslüsternen Art mit erhobener Stimme gesprochen, um einen wirklichen Abschluß des Festes zu erzielen und erntete denn auch stürmischen Beifall der anwesenden Jugend. Die Jazzband sollte ihm einen brausenden Tusch. Nachdem er mit seinen Schülern als Dionysos getanzt, dann als Balladensänger, Flötenspieler und Redner aufgetreten war, durfte Fintch auch diesen Abend als durchschlagenden Erfolg seiner Persönlichkeit buchen.

Eigentlich war er auch als ganz gewöhnlicher Fink auf die Welt gekommen, was früh schon zu allerhand Mißheftigkeiten geführt, sogar die Lehrer mitunter zu mißbräuchlicher Anwendung seines volkstümlichen Namens in Zurufen wie „Ein heiterer Fink!“, „Wart, du Schmierfink!“ verleitet hatte. Von schlimmeren Verhunjungen durch seine Widersacher zu schweigen! Das behagte ihm ganz und gar nicht. Auf Grund einer alten Urkunde, worin der Name einmal mit d, das anderemal mit angehängtem h vorkam, nahm der Eugeniker schließlich auch da eine Veredelung vor, indem er seinem Namen sowohl das d als das h für immer einverleibt, wodurch er entschieden einen vornehmen Anstrich gewann. Phonetisch war damit zwar blutwenig gewonnen; denn für ordinäre Ohren blieb Fintch Fink und viele, die